

Schuldbuch des Hasses

Von Georges Ohnet.
(13. Fortsetzung.)

Die Augen der Mulattin belebten sich, und etwas wie ein Lächeln umspielte ihren Mund, aber sie erwiderte kein Wort, neugierig zu erfahren, wohin ihr Herr zielte. Er fuhr zu sprechen fort, in äußerster Befangenheit jedoch, und gereizt darüber, daß er sich bis zu seiner Dienerin herab demüthigen und sie ins Vertrauen ziehen mußte. Vor allem drängte es ihn, der Unterredung so schnell als möglich ein Ende zu machen.

„Sie waren damals einmüthig, denn an Sie richtete der Italiener zuerst seine Briefe. Bestand denn von Seiten Frau Leclercs eine so tiefe Neigung, daß sich ihr Fehltritt daraus erklären ließe? Die ganze Sache ist mir so durchaus unverständlich.“

Die Mulattin war nicht aus ihrer Ruhe zu bringen und that den Mund nicht auf. Raymond trat erregt einige Schritte auf sie zu. „Wollten Sie sich schon längere Zeit vor meiner Wüthung im Garten und in dem kleinen Pavillon zu treffen? Ich irre mich doch nicht, nicht wahr, so verheißt es sich?“

Leila konnte ihre Antwort nicht mehr hinauschieben.

„Es ist Ihnen ja keiner Zeit alles erzählt worden“, sagte sie.

„Gewiß, Theresie hat mir alles eingestanden, aber mit solch empörendem Stolz, daß ich mich fragen mußte, ob sie nicht geheime Gründe habe, die Schuld auf sich zu nehmen.“

„Seien Sie aufrichtig, Leila! Haben Sie mit eigenen Augen Theresie zu dem Rendezvous gesehen? ... wissen Sie ganz bestimmt, daß es war?“

„Wenn sie es nicht gewesen ist, wer dann sonst?“, fragte die Mulattin fast barsch.

„Woher wurde tobenhaft, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne.“

„Ja, es ist wahr“, sagte er mit halb-erschütterter Stimme: „es muß Theresie gewesen sein... ich habe ihr ja selbst das Gefändnis abgerungen.“ Aber es scheint mir alles so seltsam, so unwahrscheinlich, jetzt wo ich darüber nachdenke.“

„Unwahrscheinlich?“, unterbrach ihn Leila, die zu fürchten begann, daß in Raymond Vermuthungen aufzulaufen, die für Leila gefährlich werden konnten. „Warum unahrscheinlich? Meinen Sie denn, die ganzen kleinen Monbinnen haben das Privileg der Unschuld? Weil sie fromm ist? Heuchelei, weiter nichts! Sie dürfen es mir glauben, die ist schlimmer als eine, und ich habe mich nur in ihre Angelegenheiten gemischt, um sie vor einer Unfluth zu bewahren.“ Wenn Sie denn alles wissen wollen: Ich habe sie mehr als einmal hereinholen müssen, sonst wäre sie bis in den Tag hinein im Pavillon geblieben.“

„Und doch äußerte sie nicht den geringsten Schmerz, als sie den Tod ihres Geliebten erfuhr... nur Schrei und Erläuterungen, weiter nichts!“

„Ja, aber sobald Sie fort waren, schrie sie in ihrem Zimmer die ganze Nacht hindurch so laut, daß ich Angst hatte, Madame möchte sie tödten.“

„Mach wunder, es durchaus nicht, daß sie nach einer solchen Weisheit ins Kloster gegangen ist; über so etwas darf man schon ein ganzes Leben lang trauern.“

„Woher kaufte Leila Erläuterungen, aber so genau sie auch mit dem übereinstimmten, was er schon in Erfahrung gebracht hatte, seine Zweifel blieben bestehen. Keinen Augenblick hatte er bei den Mittheilungen der Mulattin den Eindruck der Wahrheit gehabt, im Gegentheil, ihn erfasste das Gefühl, als sei er in ein fälschliches Gütigengewebe verstrickt, dem auch Theresie, die darüber zum Oport ward, nicht fremd war. Er bekam das Gefühl nach der Wahrheit hat, dankte der Mulattin und entließ sie. Dann wußte er sich auf eine Chaiselongue, mit welchem Kopf und einer Empfindung von Gel, als fühle er etwas wie den Hauch einer verpesteten Atmosphäre, der ihn umwobte.“

Währenddessen ging Leila zu Lydia, die eben erwacht war und ihren Thee im Bett einnahm. Die junge Frau schüttelte den Schloß auf die Stufen, als sie die Mulattin eintreten sah, und als sie auf den dunkeln Juch ihrer Vertrauten Spuren von Erregung bemerkte, verzog sie den Mund ein wenig und fragte: „Was gibt es denn schon in aller Frühe?“

„Was es gibt? Ihr Herr Gemahl hat mich soeben zu sich rufen lassen und mich über die Geschichte von Beauclieu ausgefragt; er wollte alles möglich über Theresie wissen.“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Was mir beliebte, natürlich. Aber glauben Sie mir, Gebieterin, Sie müssen vor ihm auf der Hut sein. Ich sage Ihnen, er ist nicht leicht zu nehmen... er könnte Ihnen einen Streich spielen.“

„Da braucht keine Angst zu haben, Leila. Gegen mich kommt er nicht auf, und wehe ihm an dem Tage, wo wir unsre Kräfte messen werden!“

„Er ist sehr jägersinnig.“

„Er soll von Stürkern, als er ist, zur Vernunft gebracht werden.“

„Wenn Sie aber vorher noch mit ihm zu thun bekommen?“

„Das werde ich zu umgehen wissen.“

„Freich und so in ihre Stufen zurückgekehrt, sprach Lydia mit erschütterter Stimme, und ein grausames Räuseln klang über ihre Lippen, als sie hinzusetzte: „O, wie ich ihn hasse! Nie kann er genug für das, was er gethan hat, büßen!“

„Ich habe Sie ebenfalls gewarnt!“

„Sei unbeforgt, Du wirst bald sehen, daß er ganz in meinen Händen ist. Die Stunde ist nicht mehr fern, wo er mir seine Schuld bezahlen soll.“

Leila in ihrer blinden Anbetung nicht zustimmend mit dem Kopf und machte sich an die Toilette ihrer Herrin.

Achtes Kapitel.

Lydia hatte sich wohl vorgenommen, nur noch zu hassen, und nicht mehr zu lieben, aber Maurice de Roquiere versetzte diesem Vorhaben einen Stoß. Die öffentliche Meinung, welche Kritik an den Menschen ist, läßt sich nie vollständig, und es ist immer etwas vorhanden, was ihren Tadel oder ihre Gunst rechtfertigt. Der Marquis, der als Herzogenthrone galt, befand in der That Talente und Eigenschaften für diesen Beruf, und die junge Gräfin mußte sich eines Tages, trotzdem sie Roquiere zuerst für unfähig gehalten hatte, eingestehen, daß man nicht ungeschickt mit dem Feuer spielen kann. Sie verbrannte sich an den Flammen, die sie mit eigener Hand entfacht hatte, und während sie aus Maurice ihren Schlägen zu machen versuchte, füllte sie sich selbst unter seinem Banner; sie hatte sich in ihrem eigenen Netz gefangen, und der Zauberkreis, den sie dem jungen Manne freudig, beraubte sie selbst.

Sie war in einer Aufwallung des Zornes, fast der Wuth die seine Geistes, aber die Sinne in ihr sprachen, und die Leidenschaft ihres Temperaments, die sie in Giranits Arme geführt hatte, führte sie jetzt auch in die Roquiere's. Sie war wie narkotisch mit dem schönen blonden Mann, so wie sie sich vorher in den schönen schwarzen verliebt hatte, aber sie blieb trotz allem Herrin ihrer selbst und bewachte sich die Klarheit ihres Denkens. Sie handelte mit Ueberlegung und ließ nichts ungeheben, was sie vor Entbehrung schmerzen konnte. Die Lage der Zimmer in der Rue Vivienne hatte ihr genügend sicher geschienen, und schon war sie viermal da gewesen, ohne je jemand außerhalb oder innerhalb des Hauses zu begegnen. Sie war daher aufs unangenehmste überrascht, als ihr Samuel zu verstehen gab, daß sie gesehen worden sei. Die Nothwendigkeit, andere Maßregeln zu ergreifen, lag auf der Hand, denn daß sie auf Roquiere verfallen wollte, daran dachte sie keinen Moment. Bei jemand, der sich seiner selbst und der andern so sicher fühlte, wie sie es that, konnte von einer Uebernahme auf halbem Wege keine Rede sein. Dennoch wäre es mehr als waghalsig gewesen, auf der Rue Vivienne zu bestehen; um aber eine Verständigung mit Roquiere erreichen zu können, mußte sie ihn ungeschützt sprechen, und dies war nur in jenem Hause möglich.

Währenddessen bereiteten sich Ereignisse von mindestens derselben Wichtigkeit wie ihre Herzensangelegenheiten vor, und zwar durch Veränderungen, die an der Börse vorgingen. Das Comptoir François, das wie eine Kriegsmaschine von allen Seiten, die dabei interessiert waren, in den Vordergrund gedrängt wurde, hatte die ganze Finanzwelt in eine Aufregung versetzt, die noch weit davon entfernt war, sich zu legen. Zu fünfshundert Franken ausgegeben, stiegen die Aktien auswärts, und waren bald auf so schwindelnde, unerhörte Höhe gelangt, daß noch länger mit dem Unternehmen einzufallen. Die Folgen dieser Hausse für die öffentlichen Fonds verhängnisvoll geworden. Die Rente, die in Massen verkauft wurde, die Mittel für die Spekulation zu liefern, war gefallen; Eisenbahnaktien wurden Kau und Jallieren fielen in einer Woche um zehn Franken. Mehrere Häuser waren Ende des Monats ausgepfändelt worden, aber ihr Fall wurde, da sie meist Fremde waren, als nationale Revanche freudig begrüßt.

Anstatt nun bei dieser so unheilvollen Erschütterung aller Staatspapiere vorsichtiger zu Werk zu gehen, führten sich die bei dem Comptoir Befestigten nur um so waghalsiger in der Strudel. Sie wurden wie vom Wahnsinn erfaßt und tanzten für ihre Gewinn- und ihre Grenzen mehr. Nachdem die Aktien schon auf zweitaufenden getrieben waren, erlebten sie auch noch den Kurs von zweitaufenden und fünf. Die gut informierten Finanziers, wie Bernheimer, begannen jetzt unruhig zu werden und auch andere zu beunruhigen. Sie wußten, daß im Ministerrath ernstlich von dieser gefährlichen Hausse der reaktionären Obligationen gesprochen worden war und daß sich seit einer Woche die zehn größten Bankhäuser von Paris, die wie durch Zufall alle in jüdischen Händen waren, zu einem Syndikat vereinigt hatten, um einen Kampf gegen das Comptoir zu unternehmen, wobei sie schon dreihundert Millionen eingekauft hatten, so unerschütterlich war bei dem Comptoir die Tendenz zur Hausse.

Samuel, der große Achtung vor allem, was vornehm war, empfand, fühlte sich sehr abgethilt, als er auch diejenigen mit dem allgemeinen Strom schwimmen sah, die er bisher als seine Herren betrachtet und die ihn als Freunde behandelt hatten. Er begab sich in die allwissende Sitzung des Comptoirs mit ganz neuen Gefühlen, die nichts weniger als mit denen des Verwaltungsrathes übereinstimmten, und gleich zu Beginn der Besprechungen trat ein Auseinandergehen der Meinungen zwischen dem Bankier und seinen vornehmen Kollegen ein, das sehr ernst zu werden drohte. Er war in der Absicht gekommen, sie über die Sachlage aufzuklären, und fand sie gewillt, blind zu bleiben. Mit gewöhnlicher Schärfe setzte er ihnen die Dinge auseinander, welche ihnen, daß das

Comptoir auf einer Höhe angelangt war, auf die es niemals hätte kommen dürfen und auf der es sich nicht halten konnte. Er predigte Klugheit und die Nothwendigkeit, die Lage zu befestigen. Er war weise, und hatte mit Worten zu thun.

Um ihn begann man zu flüstern, die Phantasmen verfinsterten sich und feindselige Reden wurden laut. Wenn er Angst hatte, warum trat er dann nicht zurück? Es stand ihm ja frei, seine Verbündeten zu verlassen, und überdies wurde die Bank auch ohne ihn fertig. Hielt er sich etwa für unentbehrlich?

Bei diesen Worten heiterten sich Samuels forschensichere Züge wieder auf. Er fühlte die eingegangene Verantwortung schwer auf sich lasten, und man kam seinen geheimsten Wünschen, die er nicht anzubringen gewußt hätte, zuvor, indem man ihn seiner Verpflichtungen entband. Nun wurde er ironisch.

„Glauben Sie mir, meine Herren“, sagte er mit einem feinen Lächeln, „es liegt mir nichts ferner, als Ihnen Ihre Fähigkeiten abspargen zu wollen, und daß ich keineswegs in Unruhe darüber bin, was aus dem Comptoir wird, wenn ich die Direction desselben verläßt. Nur habe ich nie die Gewohnheit gehabt, mein Geld da zu lassen, wo ich selbst nicht mehr dabei sein kann. Darauf möchte ich Sie nur aufmerksam machen.“

Diese Erklärung rief allgemeine Erregung hervor.

„Verkaufen Sie Ihre Papiere!“ rief man. „Ziehen Sie sich vollständig von der Sache zurück!... Sie werden zu erfassen sein!... Reichen Sie Ihre Entlassung ein!... Wieviel Aktien haben Sie denn?“

„Meine Herren, überhitzten wir nichts!“, unterbrach Bernheimer den immer heftiger auf ihn einflüsternden Redestrom. „Ich will Sie nicht beim Wort nehmen... überlegen Sie sich die Angelegenheit lieber noch bis Ende der Woche.“

„Nein, keinen Tag länger! Sie zweifeln an dem Unternehmen... wir haben kein Vertrauen mehr in Sie!“

„Ich, meine Herren, nehme Sie sich in acht! Es hat ja fast den Anschein, als wollten Sie mich abgehen, wenn ich nicht freiwillig mein Amt niederlege. Sie scheinen sich damit nur ins eigene Fleisch. Wollen Sie mich denn nicht anhören? Nein? Wollen Sie keine Vernunft annehmen? Nein? Sie wollen es also alle so hoch treiben, bis Sie ruiniert sind? Ja? Schönn, dann kann ich mich Ihnen nur noch empfehlen.“

„Ich laufe sie!“ rief da eine dünne Stimme.

Todtenstille herrschte für einen Augenblick. Der, welcher soeben gesprochen hatte, verpöbelte sich für zwölf Millionen. Es war ein magerer Mannchen in einem verfallenen blauen Ueberzieher, mit aufgedunsenem Gesicht, kleinen Glimpfen und einem spärlichen blonden Schnurrbart. Träger einer der größten Namen von Frankreich, war er der Besitzer ungeheurer Reichthümer, die von seiner Mutter kam, der Erbin des berühmten Großindustriellen Sabatier, der zuerst auf den Gedanken gekommen war, Papier aus Holzfasern herzustellen.

„Herr Herzog“, erwiderte Bernheimer, „noch diesen Abend sende ich Ihnen die Aktien zu.“

Und damit ging er.

Ein Mann wie Samuel Bernheimer konnte von einem so in die Augen fallenden Posten, wie es die Direction des Comptoirs war, nicht zurücktreten, ohne an der Börse eine Bewegung zu erzeugen. Sobald die Neuigkeit bekannt wurde, gab sich eine große Erregung in der Finanzwelt kund, und der von Samuel geführte Entschluß wurde zum Guten und zum Schlechten ausgelegt, je nachdem es Freunde oder Gegner waren, die darüber urtheilten. „Mit dem Comptoir wird es rasch abwärts gehen, wenn Bernheimer nicht mehr dabei ist“, meinten die einen. „Wie sich wohl die in der Eile einkaufende Generalversammlung dazu stellen wird? Und die andern behaupteten: „Wenn das Comptoir von der ganz ungeordneten Unklarheit Bernheimers nicht mehr gebindert sein wird, kann es sich rasch erholen; die Generalversammlung wird ebenfalls ohne weiteres auf das ein, was der Verwaltungsrath vorzuschlagen haben wird.“ Inzwischen aber fielen die Aktien um hundert Franken und mit dem Kurs von zweitaufenden war es vorbei. Durch eine äußerliche Anstrengung der Aktionäre jedoch gelang es, kurz vor drei Uhr, eine Besserung herbeizuführen, und die Aktien stiegen wieder auf zweitaufenden und schlossen sogar mit zweitaufenden und fünf.

Nach am selben Morgen hatte Samuel, seiner Verabredung getreu, Lydia kurz mitgeteilt: „Verkaufen Sie die Comptoiraktien, selbst wenn sie steigen; es steht schlecht damit.“ Lydia befand sich, als sie diese Zeilen erhielt, im Salon ihrer Mutter, die seit mehreren Tagen über furchtbare Neuralgien klagte und das Zimmer hütete. Die alte Dame sah in Schavols eingewickelt am Kamine und jammerte über die Qualen, die sie die ganze Nacht hindurch hatte aushalten müssen. Ihre Tochter hörte nur zerstreut zu, während sie das Bild Bernheimers zerfanterte und nachdenklich in die Gluth des aufblühenden Feuers starrte. Nur ihre Stirn grub sich eine tiefe Falte ein, und die weißen Pergamentblenden blieben raubherzig zwischen den halb geöffneten Lippen hervor. Als sie die Thüre aufgehen hörte, drehte sie sich um und erblitzte ihren Gatten.

Raymond begrüßte ihr Madame de Saint-Maurice, und nachdem er sie mit einer theilnehmenden Frage zu neuem Gespräch angeregt hatte, wand-

te er sich an seine Frau: „Etwas ganz Neues, Lydia... und durch die Zeitung erfahre ich es!... Bernheimer ist nicht mehr Direktor des Comptoirs!“

„Er ließ es mich soeben wissen.“

„Wie soll man sich dabei verhalten? Sagen Sie nichts darüber?“

„Weil Bernheimer von einem Unternehmen zurücktritt, muß es deshalb gleich schlecht sein?“

„Samuel ist ein bißchen zu sehr Waghals“, mischte sich Madame de Saint-Maurice ein. „Dies war wenigstens die Ansicht meines Schwagers, Retourneux... Deshalb haben sie sich ja auch getrennt... wahrlich! hat er die Dinge mit dem Comptoir auf der Spitze treiben wollen.“

„Ich nehme viel eher das Gegen-theil an; daß er dem Eifer unserer Freunde etwas steuern wollte“, meinte Raymond.

„Was ging denn gestern an der Börse vor?“ fragte Lydia.

„Die Aktien stiegen. Ich muß mir jetzt aber vor allem Klarheit darüber verschaffen, warum Bernheimer zurückgetreten ist, und werde gleich einmal zu ihm gehen und ihn fragen, ob ich aushalten oder liquidieren soll.“

Lydia blieb eine Weile in Nachdenken versunken; dann sagte sie in festem Tone: „Bernheimer meint, die Papiere werden noch immer steigen.“

„Dann behalte ich sie natürlich“, erwiderte Raymond.

„Ich glaube, daß Du recht daran hast.“

So war denn diese entscheidende Stunde, und Lydia blieb ihren Gatten ohne einen Moment des Zögerns dem Abgrund zu. Es war der erste Angriff von ihrer Seite, und der von ihr ausgehende Plan sollte sich nun in rasender Schnelle vollziehen. Der Zufallsmoment ihres Vermögens vernichtete Mörner und lieferte ihm moralisch zur Gnade aus. Sie hatte Vortrübungen getroffen, um ihre Interessen von denen ihres Mannes zu trennen, und Samuel mündliche zu sicher mit dem ihm anvertrauten Weibe seiner Angelegenheiten, als daß sie nicht hätte hoffen dürfen, binnen kurzem ein Vermögen in Händen zu halten. Und abgesehen von dem, was Raymond nicht ohne schon ihr Schicksal mit Leib und Seele und würde ihrem leiblichen Wirt angehört? Was also konnte sein Ruin für sie zur Folge haben, außer daß er an den Rand der Verzweiflung und zu einem äußersten Entschluß getrieben wurde; und das schmehte sie ja herbei! Ihn endlich in ihrer Macht haben, ihn sich zu ihren Füßen winden sehen, der ihr den ersten Schmerzschrei entriß, die ersten Thränen entlockte! Der Moment der süßen Rache nahte, und mit Genugthuung konnte sie sich sagen, daß sie ihre Rache geschickt ausgelegt hatte.

Sie erhob sich, küßte ihre Mutter noch zum Abschied und sah dann Raymond beim Frühstück gelassen und harmlos gegenüber, als wäre es nichts auf der Welt, was sich zwischen ihnen aufblühte.

Und doch hatte sie schon in aller Frühe Roquiere auf drei Uhr in die Rue Vivienne bestellt. Wie hätte aber Raymond, dem jede Verstellung fremd war, hinter der weißen, schönen Stirne seiner Frau solch schmähliche Gedanken vermuten sollen, er, der still vor sich hinlebe und an die Ehrlichkeit der andern wie an seine eigene glaubte. Die reizende Kreolin, die ihm täglich in der offenen Züge blühte, dachte in höflicher Empörung: „Da sitzt er nun ahnungslos und läßt sich hintergehen. Wie lächerlich er ist! Ja, Du bist recht lächerlich, mein Freund, in Deiner selbstgefälligen Ruhe! O, wie lächerlich Du Dich machst, wie lächerlich!“

Sie wiederholte es sich wieder und wieder, als verlangte ihr danach, sie selbst zu beneiden; aber es war vergebens. Sie konnte ihn betrachten, so viel und so oft sie wollte, nie erschien er ihr in lächerlichem Lichte. Wenn sie es sich hätte eingestehen wollen, hätte ihr Urtheil dahin gelaute, daß er zu fürchten war. Wie er ihr so in der ungewohnten, vornehmen Haltung, mit dem etwas traurigen Zug im Gesicht, stumm gegenüber saß, da er unnützig Konversation nicht liebte, und sich in jeder seiner Bewegungen männliche Kraft verrieth, da fühlte er ihre Achtung ein. So hatte er sich ihr immer gezeigt, und trotz aller Mähe, die sie sich gab, ihn zu verachten, fühlte sie sich gezwungen, ihn hochzuschätzen. Um so größer war ihre Wuth, und da sie ihn in Wirklichkeit nicht demüthigen konnte, schimpfte sie sich innerlich. Zuweilen fragte sie sich, ob dieser ruhige, gemessene Mann überhaupt zu leiden im Stande sei. In Beauclieu hatte sie ja nie Gelegenheit gehabt, ihn von Zweifel und Schmerz halb aufgereizt zu sehen, denn ihr näherte er sich nur sanft und heiter. Nur Theresie wußte, wie tief er zu leiden und zu empfinden vermochte.

Lydia erhob sich, ein Liebeswort vor sich hinräubernd, und als Raymond sie fragte, was sie für den Nachmittag vorhabe, maß sie ihn mit einem spöttischen Blick und erwiderte: „Ich gehe zu meinem Liebsten.“

Er schüttelte verneinend den Kopf und sagte in vorurtheilvollem Tone: „Du weißt, ich liebe solche Scherze nicht. Sie sind einer Frau, wie Du, unwürdig. Kannst Du denn gar nicht ein wenig geistiger werden?“

„Dazu habe ich noch lange Zeit, wenn ich erst alt bin. Aber ganz mal, glaubst Du nicht ein klein bißchen an meinen Liebsten?“

„Ich glaube, daß Du viel hast...“

„Ach was, viele, das ist nichts! Aber einen einzigen, wirklichen!“

„Nein, daran glaube ich nicht“, gab er ruhig zur Antwort. „Was für ein Vergnügen findest Du denn dabei, mich behändig auf die Probe zu stellen. Du kommst so oft auf dieses The-

ma zurück. Neulich erst wolltest Du wissen, was ich thun würde, wenn Du mich eifersüchtig machen könntest... Du tannst wirklich meiner Liebe sicher sein, auch ohne sie erst aufzuheben zu müssen, und ich werde nie so weit gehen, Dich mit einem Verdacht zu beunruhigen.“

„Daran hast Du recht. Uebrigens was würde es Dich auch nützen, wenn Du kein Vertrauen in mich hättest?“

„Gar nichts, es würde mich nur elend machen.“

„Sehr klug gedacht“, sagte sie, machte ihm eine Verbeugung und ging aus dem Zimmer.

Zweimal wenn Maurice de Roquiere den Nachmittag in der Rue Vivienne verbringen wollte, wurde die Portierfrau davon benachrichtigt, damit sie die betreffende Wohnung im Stand setze, und sie beschaffte sich dann schon in der Frühe mit dem Kisten und Reinen der Zimmer.

Bricoliers kleine Freundin, die, wie alle Frauen, die nichts Besseres zu thun haben, als sich um andere Leute Angelegenheiten zu kümmern, alles bemerkte, hatte auch dies beobachtet. Wenn sie die Thüren Morgens neben sich schlugen hörte, sagte sie denn auch: „Heute ist wieder Rendezvous da draußen!“ und irtete sich damit nie.

Roquiere kam dann immer; die Dame nur blieb zuhause aus. An jenem Tage waren Wesen und Eimer der Portierfrau später als gewöhnlich in Anwendung gebracht worden; trotzdem erhielt Bricolier schon vor zwölf Uhr ein Blickehen des Inhalts, daß „der junge Mann nebenan“ heute seine Liebe erwarte. Eine Viertelstunde später war Bernheimer benachrichtigt.

Roquiere hatte schon mehr als einmal unerhörtes Glück bei Frauen gehabt; das wußte man, wenn auch nicht durch seine Schuld, da er ver-schwiegen war. Aber nie zuvor hatte es ihn so gepackt. Sie machte ihn rasend vor Leidenschaft, diese gefährliche Kreolin. Er verlor seine gewohnte Kaltblütigkeit und fühlte in seiner Anbetung für die das ganze Feuer seiner ersten Jugend wieder aufleben.

Am Anfang ihres Verhältnisses hatte er sie mehrere Wochen hindurch vergessens in der Rue Vivienne erwartet, da sie nicht zu bestimmen gewesen war, zu kommen. Endlich aber war es ihm gelungen, sie zu überreden, und jetzt dünnte er sich im siebenten Himmel, so glücklich war er. Stundenlang konnte er, ehe sie kam, in der kleinen Wohnung verweilen, an sie denken und ihm voraus das Glück genießen, das ihm ein Wiedersehen mit ihr bereite. Und wenn er dann auf der Treppe ihren leichten Schritt vernahm, fürzte er an die Thüre, öffnete sie zitternd und ließ die junge Frau hindurchschlüpfen.

Noch war sie kaum eingetreten, erfaßte er sich schon mit seinen starken Armen und trug sie in einen Fauteuil neben das Feuer, wo er dann wie vor einer Königin vor ihr auf die Knie fiel. Diese Kraft, gepaart mit so viel Demuth, gefiel Lydia, und sie empfand eine tiefe Befriedigung bei dem Bewußtsein, diesen schönen starken Mann so ganz zu beherrschen und je-des ihrer Willkür genügt zu sehen.

Fühlte sie doch, daß sie aus ihm machen konnte, was ihr beliebte; und das ja hatte sie gewollt.

An jenem Tage war Roquiere in Sorge. Es war das erste Mal, daß ihn die junge Frau so kurz vorher erst befehlte, und in dieser plötzlichen Aufforderung ahnte er eine Gefahr. Am Abend zuvor, in der Oper, hatte er keine Gelegenheit gehabt, sie zu sprechen, aber er hatte bemerkt, wie sehr sie sich ihm zuwandte, wie sehr sie ihn zu sich zog.

Sie wiederholte es sich wieder und wieder, als verlangte ihr danach, sie selbst zu beneiden; aber es war vergebens. Sie konnte ihn betrachten, so viel und so oft sie wollte, nie erschien er ihr in lächerlichem Lichte. Wenn sie es sich hätte eingestehen wollen, hätte ihr Urtheil dahin gelaute, daß er zu fürchten war. Wie er ihr so in der ungewohnten, vornehmen Haltung, mit dem etwas traurigen Zug im Gesicht, stumm gegenüber saß, da er unnützig Konversation nicht liebte, und sich in jeder seiner Bewegungen männliche Kraft verrieth, da fühlte er ihre Achtung ein. So hatte er sich ihr immer gezeigt, und trotz aller Mähe, die sie sich gab, ihn zu verachten, fühlte sie sich gezwungen, ihn hochzuschätzen. Um so größer war ihre Wuth, und da sie ihn in Wirklichkeit nicht demüthigen konnte, schimpfte sie sich innerlich. Zuweilen fragte sie sich, ob dieser ruhige, gemessene Mann überhaupt zu leiden im Stande sei. In Beauclieu hatte sie ja nie Gelegenheit gehabt, ihn von Zweifel und Schmerz halb aufgereizt zu sehen, denn ihr näherte er sich nur sanft und heiter. Nur Theresie wußte, wie tief er zu leiden und zu empfinden vermochte.

Lydia erhob sich, ein Liebeswort vor sich hinräubernd, und als Raymond sie fragte, was sie für den Nachmittag vorhabe, maß sie ihn mit einem spöttischen Blick und erwiderte: „Ich gehe zu meinem Liebsten.“

Er schüttelte verneinend den Kopf und sagte in vorurtheilvollem Tone: „Du weißt, ich liebe solche Scherze nicht. Sie sind einer Frau, wie Du, unwürdig. Kannst Du denn gar nicht ein wenig geistiger werden?“

„Dazu habe ich noch lange Zeit, wenn ich erst alt bin. Aber ganz mal, glaubst Du nicht ein klein bißchen an meinen Liebsten?“

„Ich glaube, daß Du viel hast...“

„Ach was, viele, das ist nichts! Aber einen einzigen, wirklichen!“

„Nein, daran glaube ich nicht“, gab er ruhig zur Antwort. „Was für ein Vergnügen findest Du denn dabei, mich behändig auf die Probe zu stellen. Du kommst so oft auf dieses The-

ma zurück. Neulich erst wolltest Du wissen, was ich thun würde, wenn Du mich eifersüchtig machen könntest... Du tannst wirklich meiner Liebe sicher sein, auch ohne sie erst aufzuheben zu müssen, und ich werde nie so weit gehen, Dich mit einem Verdacht zu beunruhigen.“

„Daran hast Du recht. Uebrigens was würde es Dich auch nützen, wenn Du kein Vertrauen in mich hättest?“

„Gar nichts, es würde mich nur elend machen.“

„Sehr klug gedacht“, sagte sie, machte ihm eine Verbeugung und ging aus dem Zimmer.

Zweimal wenn Maurice de Roquiere den Nachmittag in der Rue Vivienne verbringen wollte, wurde die Portierfrau davon benachrichtigt, damit sie die betreffende Wohnung im Stand setze, und sie beschaffte sich dann schon in der Frühe mit dem Kisten und Reinen der Zimmer.

Bricoliers kleine Freundin, die, wie alle Frauen, die nichts Besseres zu thun haben, als sich um andere Leute Angelegenheiten zu kümmern, alles bemerkte, hatte auch dies beobachtet. Wenn sie die Thüren Morgens neben sich schlugen hörte, sagte sie denn auch: „Heute ist wieder Rendezvous da draußen!“ und irtete sich damit nie.

Roquiere kam dann immer; die Dame nur blieb zuhause aus. An jenem Tage waren Wesen und Eimer der Portierfrau später als gewöhnlich in Anwendung gebracht worden; trotzdem erhielt Bricolier schon vor zwölf Uhr ein Blickehen des Inhalts, daß „der junge Mann nebenan“ heute seine Liebe erwarte. Eine Viertelstunde später war Bernheimer benachrichtigt.

Roquiere hatte schon mehr als einmal unerhörtes Glück bei Frauen gehabt; das wußte man, wenn auch nicht durch seine Schuld, da er ver-schwiegen war. Aber nie zuvor hatte es ihn so gepackt. Sie machte ihn rasend vor Leidenschaft, diese gefährliche Kreolin. Er verlor seine gewohnte Kaltblütigkeit und fühlte in seiner Anbetung für die das ganze Feuer seiner ersten Jugend wieder aufleben.

Am Anfang ihres Verhältnisses hatte er sie mehrere Wochen hindurch vergessens in der Rue Vivienne erwartet, da sie nicht zu bestimmen gewesen war, zu kommen. Endlich aber war es ihm gelungen, sie zu überreden, und jetzt dünnte er sich im siebenten Himmel, so glücklich war er. Stundenlang konnte er, ehe sie kam, in der kleinen Wohnung verweilen, an sie denken und ihm voraus das Glück genießen, das ihm ein Wiedersehen mit ihr bereite. Und wenn er dann auf der Treppe ihren leichten Schritt vernahm, fürzte er an die Thüre, öffnete sie zitternd und ließ die junge Frau hindurchschlüpfen.

Noch war sie kaum eingetreten, erfaßte er sich schon mit seinen starken Armen und trug sie in einen Fauteuil neben das Feuer, wo er dann wie vor einer Königin vor ihr auf die Knie fiel. Diese Kraft, gepaart mit so viel Demuth, gefiel Lydia, und sie empfand eine tiefe Befriedigung bei dem Bewußtsein, diesen schönen starken Mann so ganz zu beherrschen und je-des ihrer Willkür genügt zu sehen.

Fühlte sie doch, daß sie aus ihm machen konnte, was ihr beliebte; und das ja hatte sie gewollt.

An jenem Tage war Roquiere in Sorge. Es war das erste Mal, daß ihn die junge Frau so kurz vorher erst befehlte, und in dieser plötzlichen Aufforderung ahnte er eine Gefahr. Am Abend zuvor, in der Oper, hatte er keine Gelegenheit gehabt, sie zu sprechen, aber er hatte bemerkt, wie sehr sie sich ihm zuwandte, wie sehr sie ihn zu sich zog.

Sie wiederholte es sich wieder und wieder, als verlangte ihr danach, sie selbst zu beneiden; aber es war vergebens. Sie konnte ihn betrachten, so viel und so oft sie wollte, nie erschien er ihr in lächerlichem Lichte. Wenn sie es sich hätte eingestehen wollen, hätte ihr Urtheil dahin gelaute, daß er zu fürchten war. Wie er ihr so in der ungewohnten, vornehmen Haltung, mit dem etwas traurigen Zug im Gesicht, stumm gegenüber saß, da er unnützig Konversation nicht liebte, und sich in jeder seiner Bewegungen männliche Kraft verrieth, da fühlte er ihre Achtung ein. So hatte er sich ihr immer gezeigt, und trotz aller Mähe, die sie sich gab, ihn zu verachten, fühlte sie sich gezwungen, ihn hochzuschätzen. Um so größer war ihre Wuth, und da sie ihn in Wirklichkeit nicht demüthigen konnte, schimpfte sie sich innerlich. Zuweilen fragte sie sich, ob dieser ruhige, gemessene Mann überhaupt zu leiden im Stande sei. In Beauclieu hatte sie ja nie Gelegenheit gehabt, ihn von Zweifel und Schmerz halb aufgereizt zu sehen, denn ihr näherte er sich nur sanft und heiter. Nur Theresie wußte, wie tief er zu leiden und zu empfinden vermochte.

Lydia erhob sich, ein Liebeswort vor sich hinräubernd, und als Raymond sie fragte, was sie für den Nachmittag vorhabe, maß sie ihn mit einem spöttischen Blick und erwiderte: „Ich gehe zu meinem Liebsten.“

Er schüttelte verneinend den Kopf und sagte in vorurtheilvollem Tone: „Du weißt, ich liebe solche Scherze nicht. Sie sind einer Frau, wie Du, unwürdig. Kannst Du denn gar nicht ein wenig geistiger werden?“

„Dazu habe ich noch lange Zeit, wenn ich erst alt bin. Aber ganz mal, glaubst Du nicht ein klein bißchen an meinen Liebsten?“

„Ich glaube, daß Du viel hast...“

„Ach was, viele, das ist nichts! Aber einen einzigen, wirklichen!“

„Nein, daran glaube ich nicht“, gab er ruhig zur Antwort. „Was für ein Vergnügen findest Du denn dabei, mich behändig auf die Probe zu stellen. Du kommst so oft auf dieses The-

ma zurück. Neulich erst wolltest Du wissen, was ich thun würde, wenn Du mich eifersüchtig machen könntest... Du tannst wirklich meiner Liebe sicher sein, auch ohne sie erst aufzuheben zu müssen, und ich werde nie so weit gehen, Dich mit einem Verdacht zu beunruhigen.“

„Daran hast Du recht. Uebrigens was würde es Dich auch nützen, wenn Du kein Vertrauen in mich hättest?“

„Gar nichts, es würde mich nur elend machen.“

„Sehr klug gedacht“, sagte sie, machte ihm eine Verbeugung und ging aus dem Zimmer.

Zweimal wenn Maurice de Roquiere den Nachmittag in der Rue Vivienne verbringen wollte, wurde die Portierfrau davon benachrichtigt, damit sie die betreffende Wohnung im Stand setze, und sie beschaffte sich dann schon in der Frühe mit dem Kisten und Reinen der Zimmer.

Bricoliers kleine Freundin, die, wie alle Frauen, die nichts Besseres zu thun haben, als sich um andere Leute Angelegenheiten zu kümmern, alles bemerkte, hatte auch dies beobachtet. Wenn sie die Thüren Morgens neben sich schlugen hörte, sagte sie denn auch: „Heute ist wieder Rendezvous da draußen!“ und irtete sich damit nie.

Roquiere kam dann immer; die Dame nur blieb zuhause aus. An jenem Tage waren Wesen und Eimer der Portierfrau später als gewöhnlich in Anwendung gebracht worden; trotzdem erhielt Bricolier schon vor zwölf Uhr ein Blickehen des Inhalts, daß „der junge Mann nebenan“ heute seine Liebe erwarte. Eine Viertelstunde später war Bernheimer benachrichtigt.

Roquiere hatte schon mehr als einmal unerhörtes Glück bei Frauen gehabt; das wußte man, wenn auch nicht durch seine Schuld, da er ver-schwiegen war. Aber nie zuvor hatte es ihn so gepackt. Sie machte ihn rasend vor Leidenschaft, diese gefährliche Kreolin. Er verlor seine gewohnte Kaltblütigkeit und fühlte in seiner Anbetung für die das ganze Feuer seiner ersten Jugend wieder aufleben.

Am Anfang ihres Verhältnisses hatte er sie mehrere Wochen hindurch vergessens in der Rue Vivienne erwartet, da sie nicht zu bestimmen gewesen war, zu kommen. Endlich aber war es ihm gelungen, sie zu überreden, und jetzt dünnte er sich im siebenten Himmel, so glücklich war er. Stundenlang konnte er, ehe sie kam, in der kleinen Wohnung verweilen, an sie denken und ihm voraus das Glück genießen, das ihm ein Wiedersehen mit ihr bereite. Und wenn er dann auf der Treppe ihren leichten Schritt vernahm, fürzte er an die Thüre, öffnete sie zitternd und ließ die junge Frau hindurchschlüpfen.

Noch war sie kaum eingetreten, erfaßte er sich schon mit seinen starken Armen und trug sie in einen Fauteuil neben das Feuer, wo er dann wie vor einer Königin vor ihr auf die Knie fiel. Diese Kraft, gepaart mit so viel Demuth, gefiel Lydia, und sie empfand eine tiefe Befriedigung bei dem Bewußtsein, diesen schönen starken Mann so ganz zu beherrschen und je-des ihrer Willkür genügt zu sehen.

Fühlte sie doch, daß sie aus